

Erinnerungen (Auszüge)

von **Jann Holl**, geboren 1935 in Tergast, Sohn des Arbeiters Johann Holl und seiner Ehefrau Swanette, geborene Janssen. Aufgewachsen in Tergast mit zwei jüngeren Geschwistern, später Philosophieprofessor in Freiburg (siehe auch Biographisches Lexikon für Ostfriesland, Bd. II, S. 166 ff), gestorben 1995 in Freiburg i.B., beerdigt in Tergast .

Jann Holl schrieb seine Erinnerungen an die letzten Kriegstage und an die Nachkriegszeit einige Jahre später auf.

Erläuternde Einschübe in eckigen Klammern [] und Fettdruck durch den Verfasser.

...

1945

Obwohl wir Kinder fast tagtäglich mit den Soldaten in der „Festung“ Tergast zusammen waren, erinnere ich mich doch nicht, daß über das nahe bevorstehende Ende des Krieges gesprochen worden wäre. Auch in der Familie habe ich davon nichts gehört. Die Angst, der Wehrkraftzersetzung verdächtigt zu werden, was auch damals noch drastische Strafen zur Folge hatte (erinnert sei an den Fall Filbinger), war wohl noch allmächtig. Wohl erinnere ich mich an eine Erzählung von Günter, der berichtete, ein Kamerad habe laut geäußert, die letzte Kugel sei für den verhaßten Leutnant bestimmt. Daraufhin sei er abgeführt worden. Auch als der sogenannte Feind immer näher rückte, war mir - von der konkreten Bedrohung abgesehen - nicht klar, was das bedeutete.

Die alltägliche Bedrohung nahm allerdings spürbar zu. Die Tiefflieger waren allgegenwärtig. Sie hatten kaum noch etwas zu befürchten. Daß sie auch einzelne Menschen angriffen, hatte wohl den Zweck, Terror zu verbreiten und den Widerstand zu brechen (später las ich einiges über die brutale Taktik von Bomber-Harris). Die Tergaster gruben sich in die Wälle der Kiesgruben ein. Es entstanden Bunker aus Eisenbahnschwellen, die dann mit Sand zugedeckt wurden. Sie erwiesen sich später als wenig brauchbar. Und die meisten „Bewohner“ flüchteten, als es ernst wurde, in den Keller des Wasserwerks.

Ab **Mitte April 1945** wurde die Lage immer kritischer. Man hörte, der Amerikaner sei bereits bis zum Emsland vorgedrungen. Irgendwann sah man dann auch Brände. Im Hamrrich und am Bahndamm entlang wurden deutsche Geschütze aufgefahren. Die meisten Brücken wurden gesprengt. Die Straßen wurden mit wahren Ungetümen von Panzersperren verriegelt. Straßenpflaster wurde aufgerissen und die Bahngleise wurden teilweise demontiert. Die noch anwesende männliche Bevölkerung mußte Schanzdienste leisten und im Volkssturm sammelte sich das letzte Aufgebot. Wir Kinder schauten zu. Es gab immer etwas zu sehen. Zu deuten wußten wir es nicht - und Interpretationshilfe gab uns keiner.

Irgendwann in den letzten Tagen half Vater, die Kühe des Kleinbauern [Kannegieter], in dessen Haus seine Schwester [Dirktje Euhäusen, geborene Holl] mit ihrer Familie wohnte, von Oldersum nach Simonswolde oder Riepe zu bringen. ... Tante war mit A., die noch in Emden arbeitete (sie war in einer Weinhandlung [Kappelhoff] beschäftigt) alleine, denn m. W. war auch B. [Jahrgang 1929] noch eingezogen worden. Man rechnete, diesen Vorbereitungen nach zu schließen, also mit einem Vorrücken der Amerikaner von nur einer Seite [richtig ist, daß ausschließlich kanadische Truppen in den Raum Oldersum / Tergast vordrangen]. Und so geschah es nach meiner Erinnerung auch. Er marschierte auf der B 70 nordwärts. Die Rauchsäulen rückten von Tag zu Tag näher.

Meine Tante und A. trafen aus Oldersum bei uns ein. Auch Anna D., die Tochter des Pastoren, bei der Mutter in Stellung gewesen war, und eine Verwandte oder Bekannte von dieser, kamen nach Tergast. Man hatte sich wohl ausgedacht, die eigentlichen Kampfhandlungen würden sich an der B 70 entlang abspielen, also Oldersum direkt betreffen, das abseits liegende Tergast jedoch nicht berühren. Man hatte wohl nicht einkalkuliert, daß Tergast a) eine Scheinwerferstation hatte und b) „Festung“ mit einer soldatischen Besatzung war. Den Aufklärungsflugzeugen, die man täglich fliegen sah und die selbst wir Kinder schon von den gefährlichen Tieffliegern unterscheiden konnten, war das selbstverständlich nicht verborgen geblieben.

Vielleicht galt unser Bunker auch als besonders sicher. Unser Vater hatte ihn unter dem ehemaligen Schlafzimmer der Großmutter gebaut. Er war nicht sehr tief und auch nicht groß. Man kam über eine Steintreppe vom Schlafzimmer der Eltern aus in ihn hinein. Der Treppeneingang war durch eine Mauer und eine eigene Tür vom übrigen Keller getrennt, wodurch der zur Verfügung stehende Raum noch eingeschränkt wurde. Zu allem Überfluß hatte man aber in den letzten Wochen vor Kriegsende sich noch von Gerüchten verbiestern lassen, die Amerikaner würden alles nicht Niet- und Nagelfeste mitgehen lassen. Vergraben nütze nichts, da in den Gärten mit Stangen gesucht werde. Deshalb waren meine Eltern auf den Gedanken gekommen, einen Teil des Bunkers für ihre Wertsachen (einschließlich Kleider und Bettzeug) zu opfern. Die schmale hintere Querwand bekam sozusagen einen doppelten Boden. Indem im Abstand von $\frac{1}{2}$ oder 1 m eine zweite Wand aufgezogen wurde, hinter der die Sachen verschwanden und die sich, ordnungsgemäß verputzt, wie die eigentliche Wand ausnahm. Dadurch war der Raum beängstigend klein geworden. Und nun sollten nicht nur wir, sondern auch noch weitere vier Personen darin Platz finden. Es war übrigens ein weiteres Versteck eingerichtet worden. Unter dem übrigen Schlafzimmer gab es einen Zwischenraum zwischen dem Erdboden und dem Fußboden. Unter den Betten wurde der Fußboden aufgeschnitten und eine Klappe geschaffen, unter der auch einiges verschwand, z.T. sogar noch eigens eingegraben. Die Verleumdung des Feindes hatte also selbst bei meinen doch kritischen Eltern ihre Wirkung getan.

Der Bunker hatte einen Notausgang nach draußen. In der nördlichen Giebelwand war unterhalb des Erdbodenniveaus ein Fenster, durch das auch eine erwachsene Person paßte. Drumherum war ein geräumiger, aufgemauerter Schacht. Und dieser war mit einer schweren Eisenplatte abgedeckt, die vom Keller aus festgeschraubt werden konnte, die sich aber auch von unten zurückschieben ließ. Während des Tages war diese Platte zumeist etwas zurückgeschoben, damit frische Luft in den feuchten Keller gelangte.

Am **ersten Mai** saß die ganze Familie zusammen mit den Gästen beim Abendbrot - es wird zwischen 5 und 6 Uhr abends gewesen sein - als im Dorf eine Granate mit großem Krachen einschlug. Vater sagte: „Jetzt geht es los.“ Wir sprangen auf und flüchteten in den Keller. Vater wollte durch die Gartentür nach draußen, um die Eisenplatte vors Kellerfenster zu schieben. Dann krachte es wieder, diesmal ganz nahe. Wir waren bereits im Bunker. Mutter rief nach Vater, es kam keine Antwort. Obwohl alle sie zurückhalten wollten, rannte Mutter durchs Schlafzimmer und durch die Küche. Und dann hörten wir sie entsetzlich schreien. Der Beschuß ging weiter. Immer schneller erfolgten die Einschläge. Nach längerer Zeit kam Mutter zurück, blutverschmiert und ganz verzweifelt. Unser Vater war von einem Granatsplitter am Hals und von einem anderen in den Bauch getroffen und von Sanitätern abgeholt worden. Wir sahen ihn nicht wieder; denn er starb wohl schon auf dem Transport ins Notlazarett. Und dann wurde seine Leiche irgendwie in die Kirche geschafft und von dort aus begraben.

Vater hatte großes Pech gehabt. Die Granate hatte wohl unser Dach gestreift, den großen Birnbaum und einen Apfelbaum getroffen und war dann beim Schuppen explodiert, in dem Augenblick, als er die Haustür öffnete und ins Freie treten wollte. Es ist zu vermuten, daß das Geschloß der Kirche geglitten hatte; denn dort hatten sich Soldaten einquartiert und auch im Turm einen Ausguck errichtet. Wie wir später sahen, war auch die Kirche getroffen worden. Eine Granate hatte die dicke Südwand durchschlagen, war jedoch nicht explodiert, sondern lag auf der Kirchenbank. Sonst hatte die Kirche, die das Dorf nach Süden schützte, erstaunlich wenig abbekommen - zu unser aller Glück, denn sie war ein wahrer Pulverturm.

Die sich anschließende Nacht war ein fürchterlicher Albtraum. Die verzweifelte Mutter, die drangvolle Enge, die schlechte Luft und die Dunkelheit, unsere Müdigkeit, der ununterbrochene Beschuß, das knatternde Gewehr- und Maschinengewehrfeuer, die lähmende Angst. Irgendwann hörten wir, wie die Soldaten aus der Kirche flüchteten. Aber der Terror ging weiter. Er wurde verstärkt dadurch, daß die in Riepe aufgestellte deutsche Flak, die Tergast wohl von den Amerikanern besetzt glaubte, ebenfalls mit schweren Geschossen ins Dorf hineinschoß.

Die folgenden Tagen sind mir nur schemenhaft in Erinnerung und lassen sich nur sekundär rekonstruieren. Ich weiß nicht, wer unseren Opa von Vaters Tod verständigt hatte, auch nicht, wer seinen ehemaligen Arbeitskollegen und Totengräber überredet hatte, nachts ein Grab für Vater auszuheben. Es wurde erzählt, daß Opa mit einem anderen Mann, den ich nicht identifizieren kann, nachts unter schweren Beschuß, sich immer wieder in den Schutzlöchern am Straßenrand [„Einmannlöcher“] in Sicherheit bringend, aus Oldersum einen rohen Sarg besorgt hätte. Stellenweise hatten sie den, auf den Knien kriechend, vor sich hergeschoben. Der Totengräber wäre beim Graben des Grabes beinahe selber ums Leben gekommen: als er den Friedhof verlassen hatte, war neben dem frischen Grab ein Volltreffer eingeschlagen und hatte ein weiteres Grab aufgerissen.

In einer der folgenden Nächte verließ Mutter uns. Es galt, Vater zu begraben. Die Beteiligten, Mutter, vielleicht auch die Tante, Opa, der Arbeitskollege - nur an sie erinnere ich mich - mußten sich an die Kirche heranrobben und den Sarg kniend zum Grab schieben und dort beerdigen. Das weiß ich nur aus Mutters Erzählungen. Das Grab lag im Schutz der Kirche.

Wie die Tage und Nächte dann dahingingen, ist mir aus dem Gedächtnis entschwunden. Irgendwann wurde es plötzlich ruhig. Jemand, der nachschauen ging, entdeckte eine weiße Fahne auf dem Kirchturm. Es ist wohl nie geklärt worden, wer den Mut hatte, diese aufzustecken. Als wir den Keller endgültig verließen, war es Tag. Es hatte stark geregnet. Da das Dach nahezu ganz abgedeckt war, stand das halbe Haus unter Wasser. Wir mußten also zunächst mit Eimern Wasser nach draußen schaffen. Es war wohl der **5. Mai** [am 4. Mai, abends, hörte der kanadische Beschuß auf, ab den 5. Mai, morgens 8.00 Uhr, galt der verhandelte Waffenstillstand im Nordwesten].

Wie wir uns während des Beschusses ernährt haben, wie es mit der Toilette geregelt war, das alles weiß ich nicht mehr, auch nicht, ob die Mitbewohner dann noch blieben oder so schnell wie möglich nach Hause zurückkehrten.

Wohl noch am selben Tag versuchten Opa und ich, daß Dach wieder notdürftig zu decken. Wir hatten zwei Schafe, die während des Angriffs draußen geblieben waren. Das weiße Schaf hatte gelammt und die Lämmer waren umgekommen. Den armen Tieren war die Milch ins Blut gedrungen. Es wurde elend krank und konnte nicht einmal mehr geschlachtet werden.

Einige Tage später lagen wir morgens noch im Bett. Es war sehr früh, Mutter aber bereits aufgestanden. Da donnerte es gegen die Tür. Ein amerikanischer Soldat erschien mit einer Dynamo-Taschenlampe, wie ich sie bisher nicht gesehen hatte. Er wollte durchs ganze Haus geführt werden und leuchtete überall hinein. Wir verkrochen uns unters Deckbett. Er leuchtete uns ins Gesicht und sagte: „Do you sleep?“ Später mußten an den Türen Verzeichnisse mit den Bewohnern des Hauses angebracht werden.

Die amerikanischen Soldaten (es waren wohl vorwiegend Kanadier) hatten wir bereits am ersten Tag nach Kriegsende kennengelernt. Sie standen mit ihren Panzern an einigen Stellen im Dorf und gingen auf Inspektion. Angeblich hatten sie es nicht allein auf Nazis, sondern auch auf Radios und Uhren abgesehen. Zu uns Kindern waren sie freundlich. Sie schenkten uns Schokolade und Kaugummi. Letzteres hatte ich noch nie gehabt.

Obwohl die meisten [deutschen] Soldaten wohl die Flucht ergriffen hatten, als der Angriff ernst wurde, und obwohl Oldersum das letzte umkämpfte Dorf gewesen war (den Berichten nach hatte der Bürgermeister [Niclas Riemann], Vaters Chef und dann auch mein späterer Arbeitgeber, rechtzeitig kapituliert), so daß in meiner Heimat für diese Front der Krieg zu Ende gegangen ist, war doch noch eine ganze Reihe von jungen Männern gefallen. Man munkelte auch, einige seien von ihrem eigenen Offizier wegen Befehlsverweigerung erschossen worden. Dieser Offizier habe sich dann einer Lynchjustiz durch Überlaufen zu den Amerikanern entzogen. Auf diese Weise sind angeblich auch andere, die wohl auf einer existierenden „Abschußliste“ standen, dem sicheren Tod entflohen. Als ich in den ersten Tagen nach der Kapitulation einmal nach Oldersum mußte, lagen noch tote Soldaten am Straßenrand.

Wohl auf Befehl der Sieger wurden die Gefallenen gesammelt und zu den umliegenden Friedhöfen gefahren. Diese Fuhre für den Tergaster Friedhof mußte der Milchfahrer Onken mit seinem flachen Milchwagen übernehmen. Auf dem Tergaster Friedhof wurde vor dem Turm ein Massengrab ausgehoben. Ich erinnere mich noch genau, wie Onken mit den Leichen angefahren kam, die mit den fleckigen Zeltplanen des Militärs zugedeckt waren. Der Wagen hielt neben unserem Haus vor dem Aufgang zum Friedhof. Wer sie dann mit zum Grab tragen half, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur noch, wie die einzelnen Leiber, z.T. sehr zusammengeschnitten, in die Zeltplanen gewickelt und dann auf einer Strohunterlage im Grab nebeneinander niedergelegt wurden. Sie wurden dann mit einer Strohlage zugedeckt. An einem Abend (ich kam gerade von den Schafen) fand die eigentliche Beerdigung statt. Und dann wurde das Grab zugeschüttet. Es waren wohl acht junge Männer, die in und um Tergast ihr Leben ließen und deren Namen jetzt auf einem Denkmal zu lesen sind [insgesamt sind neun Soldaten in Tergast am Kirchturm beerdigt und auch auf dem Kriegerdenkmal verzeichnet]. Der Name unseres Vaters wurde hinzugefügt.

Es ist mir nicht erinnerlich, ob - bis auf eine Ausnahme - Angehörige sie besucht haben. Vielleicht schon 1945, und dann jedes Jahr, kam ein Elternpaar aus Thüringen zum Grab. Der einzige Sohn lag dort begraben. Die Eltern stellten ein rotes „ewiges“ Licht aufs Grab. Insbesondere der Vater, der später auch alleine kam, saß oft stundenlang auf dem Bank vor dem Grab. Irgendwann erschien er nicht mehr. Von der Frau, bei der das Ehepaar jeweils gewohnt hatte, erfuhren die Tergaster, der Vater habe sich erhängt. Er war nicht über den Tod des Sohnes hinweggekommen, war, wie man in Norddeutschland sagt, dabei stehengeblieben.

Die endgültige Beisetzung fand - nach meiner Erinnerung - an einem schönen Maiabend bei Sonnenuntergang statt. Ich kam gerade aus dem westlichen Hammrich, wo ich die Schafe versorgt hatte.

Die folgende Zeit war für mich voller Abenteuer. Es war in jeder Hinsicht Glück, daß wir die Gefahren ohne Schaden überstanden. Der Krieg war eben mit entsprechendem Chaos beendet worden, das besiegte und zu großen Teilen geflohene Truppen zurücklassen. Überall waren noch Munitionslager, und an allen möglichen und unmöglichen Stellen waren Waffen aller Art zu finden. Auch war die Scheinwerferstation wohl im letzten Augenblick von den deutschen Soldaten gesprengt worden. Aber die Geräte (u.a. erinnere ich mich an ein Feldtelefon, mit dem ich beinahe viel Unheil angerichtet hätte, waren z.T. noch vorhanden. Da wir Buben im Alter von 10 Jahren und mehr weitestgehend unbeaufsichtigt waren - die Väter waren in Gefangenschaft oder vermißt bzw. gefallen, auch die älteren Geschwister waren zumeist noch in irgendwelchen Lagern und die Mütter hatten mit dem Überleben der Familien zu kämpfen - , wurden diese Dinge, mit denen wir umzugehen gewohnt waren, die bis jetzt aber nicht uns gehört hatten, zu einer unwiderstehlichen Versuchung.

Manches Abenteuer erscheint nur von heute her gesehen so unwahrscheinlich, daß ich kaum noch glauben kann, es sei so verlaufen.

Zunächst soll jedoch etwas über die allgemeine Lebenslage nach der Kapitulation gesagt werden. Da alle Versorgungseinrichtungen ausgefallen waren, gab es weder Strom noch Telefon noch irgendwelche Verkehrsverbindungen. Man mußte also in jeder Hinsicht Selbstversorger sein. Nun war es so, daß auch die Bauern ihre Milch nicht mehr bei der Molkerei los wurden. Und in dieser Jahreszeit pflegen die Kühe besonders viel Milch zu geben. Man konnte sich deshalb in der ersten Zeit nach Kriegsende so viel Milch vom Bauern holen wie man wollte. Ich erinnere mich noch gut, daß Mutter und ich mit zwei 20 l-Kannen, die an einem Holzjoch (Jück) hingen, welcher man über die Schulter trug, abmühten, die wir vom [Tergaster] Grashaus geholt hatten. Auch Butter gab es genug. Es entstand nur die Schwierigkeit, sie zu konservieren, da es an Salz fehlte. Kusine Anna war in Emden in einer Weinhandlung beschäftigt gewesen. Sie konnte Essig besorgen; und mit Essig ließ sich auch konservieren. Mein Vetter B. und ich fuhren irgendwann mit Fahrrädern nach Ippenwarf, hatten Essig mit und bekamen dafür einen großen Klumpen Butter ausgehändigt.

Eine Nachbarin hatte vor der Eheschließung beim Bauern „gedient“ wie man das nannte (in der Regel war das Los der meisten jungen Leute aus dem Dorf), und dabei hatte sie das Käsen gelernt (das nicht mehr überall betrieben wurde, da es ja Molkereien gab). Sie besaß auch noch die nötigen Gerätschaften. Den Milchüberschuß nutzend und auch um die verderbliche Ware zu konservieren, verlegte sie sich aufs Käsemachen. Da das ganze System quasi naturalwirtschaftlich funktionierte - für Geld war nichts zu haben - , arbeitete sie „zum Halben“, wie man damals sagte, d.h. man mußte ihr so viele Kannen Milch bringen, dazu wohl auch Salz und Lab, welches irgendwie besorgt wurde, daß sie davon zwei große Käselaipe machen konnte; einen behielt sie, den anderen bekam man ausgeliefert. Das reichte natürlich eine ganze Zeit. Als sich die Verhältnisse freilich normalisierten und die Milch wieder zur Molkerei gebracht werden mußte, war es mit dieser Art der Selbstversorgung zu Ende.

Wir hatten unseren Acker, der noch vor dem Zusammenbruch bestellt worden war, und den Garten und konnten deshalb bald Frühgemüse ernten. Kartoffeln waren noch aus dem Vorjahr vorrätig. Und Mutter machte immer auch ausreichend Fleischkonserven. Das eine Schaf war schwer krank und mußte irgendwann getötet werden; das andere, das entweder früher oder später gelammt hatte, gab Milch, von der Mutter auch Butter und Quark zubereitete. Auch hatten wir schon ein Ferkel. Dadurch war für uns die materielle Not nicht besonders bedrückend. Sicher, es fehlte vieles, aber auf das konnte man wohl verzichten. Allein die Brotversorgung war ein Problem. Ich erinnere mich, wie der Bäcker, dessen Haus auch sehr beschädigt war, der aber noch backen konnte, irgendwann Maismehl zugeteilt bekam und wir erste Brote zugeteilt erhielten. Sie schmeckten uns herrlich. Später gab es dann auch superweiße Weißbrote. Alles Weiße war ja gegen Ende des Krieges immer dunkler geworden, so auch das Weißbrot und z.B. die Nudeln. Vielleicht ist mir deshalb die besondere Weiße dieses Brotes in Erinnerung geblieben.

Im Winter werden die Schafe „güst“, wie man in Norddeutschland sagt, d.h., sie sind trächtig und geben keine Milch mehr. Dann mußten wir zur Milchausgabestelle, die von der alten Frau Geritzen betreut wurde. Dort gab es sogenannte entrahmte Frischmilch, die bei den Tergastern einfach „blauer Blitz“ hieß. Dafür wurden Abschnitte von der Lebensmittelkarte einbehalten. Solche Karten lauteten auf alles mögliche, u.a. auch auf Tabakwaren. Wer diese nicht brauchte, tauschte sie im Bekanntenkreis gegen andere Marken ein.

Gleich nach dem Krieg, in der sogenannten schlechten Zeit, wurden die Dörfer tagtäglich von „Hamsterern“ heimgesucht, hungrigen Städtern, die alles mögliche gegen Lebensmittel einzutauschen versuchten, um den Hunger zu stillen. Eine große Versuchung für die Frauen im Dorf war Tee, den es in abenteuerlichsten Versionen gab, u.a. in Tablettenform. Unsere Mutter trank sehr gerne Tee, und sie widerstand der Versuchung wohl auch nicht immer, ein Stück Speck oder sonstige Lebensmittel für Tee dahinzugeben. Aber im Vergleich mit manchen Frauen war sie doch nahezu eisern. Eher verschenkte sie nach meiner Erfahrung

etwas an die „Hamstertanten“, die vor allem aus dem weitgehend zerstörten Emden manchmal ganz zu Fuß nach Tergast kamen. Für Geld würde dagegen weder etwas abgegeben noch war dafür etwas zu bekommen.

In dieser Zeit häuften sich auch die Felddiebstähle. Manches Lamm oder auch größeres Tier verschwand von der Weide. Selbst die Schweinekoben und Hühnerställe waren nicht sicher. In einem Nachbardorf war ein literarischer Dieb am Werk. Als er dem Pastor die Hühner geklaut hatte, hinterließ er einen Zettel mit dem Spruch: „*Ein Gottesdiener braucht keine Hühner*“. Dem Polizisten machte er klar: „*Hennecke ist überall, nur nicht in seinem Hühnerstall*“. Auch Gemüse und Obst verschwand über Nacht auf Nimmerwiedersehen. Die Leute hatten Alpträume von Diebstählen und manchmal das Beil hinter der Tür stehen.

Ein großes Problem war die Energieversorgung. Immer wieder war der Strom gesperrt. Alte Petroleumlampen wurden wieder hervorgeholt. Aber wo war Petroleum zu bekommen? Im Hause des Großvaters gab es noch gar keine Elektrizität. Dort hing noch die große Petroleumlampe an gußeisernen Ketten von der Decke herab. Sie ließ sich herabziehen und hochschieben. Nicht nur Petroleum war Mangelware, sondern auch die Dochte und Glaszylinder der Lampe. Manche Sachen waren auf abenteuerliche Weise geflickt. Andere ließen sich mit Speck oder sonstigen Naturalien über Beziehungen erwerben; denn in vielen alten Firmen gab es durchaus Lagerbestände, die uns nicht für Geld hergegeben wurden. Eine Zeitlang saßen wir abends immer bei einer zischenden Karbidlampe. Ich weiß jedoch auch nicht, woher Mutter Karbid bekam. Karbidlampen dienten auch als Beleuchtung für Fahrräder, die freilich auch sonst abenteuerlich ausgestattet waren. Da Bereifung nicht auszutreiben war, wurde, wenn Schlauch und Mantel nicht mehr zu flicken bzw. zu unterlegen waren, mit Hartgummi oder gar mit Tauen belegt. Die abgelegten Fahrradmäntel wurden übrigens unter die Holzschuhe geschlagen, mit sogenannten Dickköpfen, damit die Holzschuhe nicht zu rasch abliefen. Manchen Abend habe ich damit zugebracht, die Holzschuhe der Familie zu besohlen. Andere Schuhe waren nicht zu haben.

Das größte Problem waren die Brennmaterialien, zumal der Winter von 1945/46 nach meiner Erinnerung sehr streng war. Vielleicht war es auch der von 1946/47 oder gar beide. Hinten in unserem Garten standen zwei recht große Silberpappeln, die nach meiner Erinnerung Vater als junger Mann gepflanzt hatte. Sie waren das erste Opfer dieses Problems. Zusammen mit Gerhard Holl, Vaters Vetter, fällten wir diese Bäume und machten Brennholz aus ihnen.

An der Straße von Tergast nach Oldersum standen Ulmen, die von einer Krankheit befallen waren. Irgendwann wurde jeder Familie im Dorf ein Baum zugeteilt. Wir bekamen einen schon in der Nähe des Bahnübergangs nach Oldersum. Und irgendwann gingen Mutter und ich daran, mit unserer alten Zugsäge und einem alten Beil den Baum zu fällen. Zum Unglück fiel er nicht auf die Straße, sondern über den Graben in die Wiese. Im einzelnen weiß ich nicht mehr, wie wir ihn zerkleinerten und nach Hause beförderten. Vermutlich wurden die größeren Äste auf der Straße bis ins Dorf gezogen. Den Stamm haben wir wohl an Ort und Stelle zerkleinert und die Klötze dann nach Hause gerollt. Ich erinnere mich nur großer Mühen.

Irgendwann wurde auch Holz am [Oldersumer] Bahnhof angeliefert. Jede Familie bekam einen Stamm zugeteilt. Nach meiner Erinnerung lieh uns Opa seinen Handwagen und wurde der schwere Stamm mit diesem unter größter Anstrengung (der Stamm war so lang, daß er die Steuerung blockierte) nach Tergast gekarrt.

Zweimal habe ich mich am Kohlenklauf beteiligt - gegen den erheblichen Widerstand von Mutter, die moralische und religiöse Skrupel hatte. Wohl schon 1945 wurde in Emden viel Kohle für England und Amerika umgeschlagen. Es handelte sich sicher um Reparationen. Die langen Kohlenzüge mußten oft vor dem Ein- oder Ausfahrtsignal in Oldersum halten. Vielleicht war das auch kein Zufall. Jedenfalls sprangen dann aus den Büschen am Bahndamm die Oldersumer und Tergaster hervor, erkletterten wie die Affen die Güterwagen und warfen soviel Steinkohle wie möglich herunter. Wenn die Lokomotive piff, mußte man so schnell es ging vom Waggon abspringen. Einmal erwischte ich einen Wagen nahe dem Bahnübergang von Tergast nach Oldersum. Nach meiner Erinnerung hatte ich Mutters

Fahrrad mit. Durch Ausnutzung des Höhenunterschiedes von Bahndamm und Weg gelang es mir, den schweren Kohlsack aufs Fahrrad zu hieven und abzutransportieren. Ein andermal hielt der Zug am Bahnübergang in Oldersum. Es gelang mir, besonders viel Kohle abzuwerfen. Manche Stücke waren so groß, daß ich sie gar nicht heben, sondern nur über den Waggonrand rollen lassen konnte. Diesmal hatte ich wohl kein Fahrrad dabei. Ich ging deshalb zur Tante in Oldersum und lieh mir ihren Handwagen. Wahrscheinlich habe ich ihr Kohle abgegeben. Wie ich den schweren Wagen alleine nach Hause bekommen habe, weiß ich nicht mehr.

An ein oder zwei Nachtfahrten mit dem Handwagen von Opa erinnere ich mich. Adolf Klinkenborg, ein ehemaliger Tergaster und Schulfreund von Mutter, fuhr als Maschinist auf einem kohlebeheizten Schleppdampfer. Er ankerte bei der Rückkehr von einer Fahrt aus dem Ruhrgebiet manchmal in Oldersum, entweder in der Werft oder im Kanal. Adolf kam dann zumeist über Nacht zu uns. Vorher ließ er aber Bescheid geben, daß wir uns in der Dunkelheit am Schiff einfänden sollten. Dann lud er uns den Handwagen voll Bunkerkohle, und wir mußten ihn nach Hause ziehen. An eine Fahrt erinnere ich mich besonders. Wir mußten den schweren Handwagen am Siel in Oldersum über den Deich schaffen. Ich lag zuletzt auf den Knien und zog an der Deichsel. Bei einer Fahrt brach dann auch noch das Rad.

Wohl im Sommer 1946 wurde beschlossen, auf dem sogenannten Torfland in Tergast (etwa 3 km außerhalb des Ortes) Torf graben zu lassen. Jede Familie bekam ein Los zugeteilt und mußte nun sehen, wie sie den Torf ans Licht beförderte. Irgendwo hatte Mutter den entsprechenden Stecher aufgetrieben. Und dann ging es an die Arbeit. Zunächst mußte die Mutterbodenschicht abgetragen werden. Dann stach man entsprechende Torfsoden, die ausgehoben und auf die Wiese zum Trocknen gesetzt wurden. Es muß gesagt werden, daß es sich um schlechten Torf handelte. Dennoch kämpften wir uns tapfer bis zu einer bestimmten Tiefe vor. Immer wieder war das eindringende Grundwasser zu schöpfen. Aber irgendwann hatten wir unser Los auch ausgebeutet.

Damit war jedoch nur die halbe Arbeit getan. Die Torfsoden müssen trocknen und nach einem bestimmten System immer wieder umgeschichtet und zusammengestellt werden. Das Wetter war nicht gut - und im Herbst mußten wir halbnasses Zeug nach Hause schaffen. Wir lagerten es auf dem Boden (Bühne). Die Holzbretter wurden von der Säure enorm angegriffen. Und im Winter rauchte und qualmte das Zeug wie verrückt, so daß wir uns alle wie geräuchert vorkamen.

Kusine A. war [jetzt] bei einem Bäcker [Terbeek] in Oldersum angestellt. Mit ihr zusammen verkaufte das Flüchtlingsmädel Christel Brot. Dieser Bäcker hatte besonders gutes Brot. Wahrscheinlich mußten Sikko und ich deshalb manchmal zu Fuß nach Oldersum, um ein bestimmtes Brot zu holen. Besonders beliebt war Pumpnickel. Es wurde mit Hilfe einer Maschine aufgeschnitten und dann portionsweise verpackt. Die Kappen und Bruchstücke waren wohl für die Verfütterung an Tiere vorgesehen. Wenn wir in den Laden kamen und unsere Besorgungen getätigt hatten, packte Anna uns solche „Abfälle“ in eine Tüte. Der Rückmarsch wurde dadurch kurzweilig, da wir dieses Brot nach und nach verzehrten. Nach Hause brachten wir davon wohl kein Stück.

Da die ersten Truppeneinheiten in unserer Gegend kapituliert hatten, war die gesamte noch vorhandene Kriegsausrüstung ebenfalls überall liegengelassen. Am Bahndamm entlang standen noch Kanonen [leichte Flak? Meines Wissens waren schwere Waffen auf deutscher Seite nicht vorhanden]. Auf dem Weg (Leiweg) zum Bahnübergang nach Rorichum lagen ganze Haufen von Waffen und Ausrüstungsgegenständen. Aber auch in der Kirche und in einigen Bauernhöfen gab es Waffen- und Munitionslager. Ein Bauer hatte - vermutlich um nicht von den Amerikanern in Schwierigkeiten gebracht zu werden - alles in einen Graben gefahren.

Für uns Kinder, die den großen Schrecken bald überwunden hatten, war das alles höchst abenteuerlich. Wir versuchten zusammenzuholen, was uns erreichbar war. Der Schrankenwärter an der Überfahrt nach Rorichum war ein schlimmer Nazi gewesen und ein

großer ...[?]. Er hatte sich überraschend mit den „Feinden“ arrangiert. Vielleicht flunkerte er auch mir. Jedenfalls trat er als Wächter der vor seinem Haus lagernden Arsenalen auf und behauptete kühn, die Amerikaner hätten ihn beauftragt, die Waffen zu vergraben. Wir hatten einigen Respekt vor ihm, vor allem aber vor seinem Spitz, der so schnell laufen konnte wie wir. Trotzdem gelang es mir, früh morgens oder abends mich an den Haufen heranzumachen und mitgehen zu lassen, was uns interessierte: Uniformteile (Schulterstücke aller Dienstgrade bis zum Offizier, Armwinkel, usw.), Patronengürtel (Koppel) mit Taschen, Spaten im Lederetui, am Gürtel zu tragen, Stahlhelme (aus denen später Jaucheschöpfer gemacht wurden), Mützen bzw. „Schiffchen“, Gamaschen, und nicht zuletzt auch Gewehre und Munition, Pistolen, Feldtelefone und Gasmasken. Auch anderswo fanden sich derartige Sachen. Irgendwo fanden wir sogar ein ganzes Zwilling-Maschinengewehr. Selbst in dem bewußten Graben wurde geangelt. Das war keine erfreuliche Sache, weil es sich bei ihm um einen sogenannten Jaucheschloot handelte, zudem unser Opa von seinem Fenster aus unser Tun beobachtete und uns oft schimpfend und mit dem Handstock drohend vertrieb.

Nicht zuletzt gab es die ehemalige Scheinwerferstation, die war von den Deutschen noch gesprengt worden. Alles lag wild durcheinander. Aber es war eben auch noch viel zu holen - und nicht nur für Kinder. Da auch die Kühlanlagen zerstört waren, verwesten die übriggebliebenen Fleischvorräte mit bestialischem Gestank vor sich hin. Aber das störte niemand.

Der große Spiegel war vornüber gefallen. Das Glas war in die Brüche gegangen. Aber durch den Kabelschacht konnte man in das Gehäuse eindringen, in dem noch die elektrischen Anlagen vorhanden waren. Alles wurde abmontiert. Zuletzt diente das leere Gehäuse uns als Unterschlupf. Die Erwachsenen paßten nicht durch den Einstieg. Als wir einmal Feuer machten und dabei auch Schießpulver verbrannten, wurde es so heiß, daß wir den Behälter fluchtartig verlassen mußten. Einer blieb mit dem Hinterteil hängen und versengte sich die Hose.

Während des Krieges hatten wir mit Holzgewehren und Helmen aus zusammengenähter Pappe das Tun der Erwachsenen nachgeahmt. Wir hatten uns Erdhöhlen gegraben, am Lagerfeuer geklaute Kartoffeln gebacken usw. Echte Waffen hatten wir bei den Soldaten, die Tergast verteidigen sollten - es handelte sich um Marineeinheiten - , aber dazu schlecht gerüstet waren, weil sie nur noch Waffen „aller Herren Länder“ [meist veraltete Beutegewehre] zur Verfügung hatten, kennen- und auch mit ihnen umgehen gelernt. Das ist wohl unser Glück gewesen; denn jetzt besaßen wir selber alle möglichen Waffen - von Panzerfäusten über Handgranaten bis zu Gewehren -, massenhaft Munition und auch sonstige soldatische Ausrüstungsgegenstände. Selbstverständlich wollten wir die Sachen aus ausprobieren. Wären wir nicht so versiert gewesen, hätte das Kopf und Kragen kosten können. Ich besaß einen voll funktionsfähigen Karabiner, den ich mit einem Gewehrreinigungsset aus dem Waffenarsenal am Bahndamm auf Hochglanz gebracht hatte. Ich erinnere mich, daß wir zu mehreren, alle mit Gewehren bewaffnet, vors Dorf zogen und Schießübungen veranstalteten. Da wir den Rückschlag nicht gut aushalten konnten, klemmten wir den Kolben hinter einen Weidepfahl, zielten grob und zogen dann ab. Da man so nicht treffen konnte (außer per Zufall), kamen die Kühe, welche uns als Ziel dienten, immer ungeschoren davon.

Von den Panzerfäusten wurden die Köpfe abgenommen. Dann konnten sie abgezogen werden. Wir legten sie dafür auf den Boden, hielten sie mit den Füßen fest und drückten auch mit dem Fuß auf den Auslöser. Aus beiden Enden schossen Stichflammen. Als wir einmal einen Kopf aufbrechen und zuletzt in Brand setzen wollten, hinderte uns glücklicherweise ein ehemaliger Soldat daran.

Die Gewehrmunition wurde entschärft, das Pulver gesammelt und zumeist in Brand gesetzt und das Zündhütchen mit einem Nagel zum Platzen gebracht. Einmal hätten wir mit dem brennenden Pulver beinahe das Nachbarhaus in Brand gesetzt. Die Flammen schlugen bis zum Dach hoch. Als wir es einmal in den Hülsen abbrannten, hätte sich eine Nachbarin fast die Beine verbrannt. In den größeren Patronen war das Pulver in schönen weißen Säckchen, die uns besonders interessierten. Wir aßen auch Pulver, weil das angeblich gut gegen

Furunkulose sein sollte. Der Nachbarjunge verletzte sich die Oberschenkel mit Splintern, als er eine Gewehrpatrone in einem Gestell zündete, ohne den Kopf vorher abmontiert zu haben. G. spielte einmal mit zwei Eierhandgranaten, ohne um die Gefahr zu wissen. Nach einem Streit warf einer der Jungen mit einer abgezogenen Handgranate nach einem anderen. Sie explodierte glücklicherweise nicht.

Es war natürlich streng verboten, Waffen mit Munition zu besitzen. Von Zeit zu Zeit kontrollierten auch amerikanische Streifen. Ich hatte meine Sachen im Hühnerstall versteckt und dort wurde nicht gesucht. Irgendwann erging jedoch der Befehl, alle noch vorhandenen Kriegsgeräte beim Bürgermeister abzuliefern. Sonst würde man zu strengen Maßnahmen greifen. Diese Drohung reichte. Ich erinnere mich, daß ich alles zum Bürgermeister trug, selbst einen alten Säbel von Großvater oder Urgroßvater und einen Flobert mit Hahn. Damit war der Spuk zu Ende.

Verantwortlich: **Klaus Euhäusen**
Waldrandsiedlung 28
16761 Hennigsdorf
Tel./Fax: 03302-801178
email: euhausen@aol.com
- Dezember 2005 -